

From:

Eva Lia Wyss (ed.)

Communication of Love

Mediatized Intimacy from Love Letters to SMS.
Interdisciplinary and Historical Studies

November 2014, 326 p., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-2444-1

By the end of the twentieth century certain new media had established themselves which have profoundly changed communication among lovers. SMS and email in particular have created new relational forms and forms of intimacy. From declarations of love on talk shows to televised dating games and marriage quiz shows, television offers a panoply of wildly popular theatrical communications of love. Does the neglecting of traditional communication media, such as love letters and the telephone, cause the intermingling of intimacy with the public sphere and hence the abrogation of it? From the disciplines of sociology, history, cultural and media studies and linguistics, this book offers answers to this question by analyzing and discussing new media from various perspectives.

Eva Lia Wyss is Professor in the Department of German at the University of Koblenz-Landau (Germany).

For further information:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2444-1

Inhalt

Geleitwort

Walter Bisang | 7

Was Marker machen:

Versuch über die Materialität soziokultureller Differenzierung

Nils Lindenhayn, Nora Sties | 11

MARKER UND INTERAKTION

Situierte Markiertheit und *Accountability*:

Boxen als verkörperte reflexive Aktivität

Christian Meyer | 25

Die Semiotik soziolinguistischer Marker am Beispiel

der Diskurspartikel *alter*:

Sprachliche Variation in einer Gesamtschule

Miguel Souza | 47

Marking subjectivity in interviews on political engagement:

interpretive logics and the metapragmatics of identity

Jan Zienkowski | 85

Multimodale Marker in Museen

Yannik Porsché | 113

WIRKUNG VON MARKERN

Differenzmarkierungen einer Fernsehdokumentation:

Eine von ethnomethodologischen media studies

inspirierte Untersuchung

Désirée Bender, Johannes Beetz | 155

The Mark(er) of Evil: Die Markierung von Monstrosität

Christian Knöppler | 189

„All I Ask is That You Behave Like an Adult!“:

Altersstufen als flexible Differenzmarker

in Mike Leigh's HAPPY-GO-LUCKY

Anita Wohlmann | 213

Ziemlich kraus – viel zu glatt:

Haariges in afrikanischen Filmen

und postkolonialen Diskursen

Cassis Kilian | 239

„I want people to appreciate the art of braiding“:

Differenz(de)konstruktionen entlang von Haar und Haarstilen

und deren Aushandlungen in einer Braidingschule

Caroline Schmitt | 257

POLITIK VON MARKERN

Zuschreibung oder anerkennende Berücksichtigung ethnischer

Unterschiede? Lehramtsstudierende mit Migrationshintergrund

im Fokus wissenschaftlichen Interesses

Christine Schlickum | 297

Das Recht auf Gleichbehandlung und die (Ir)Relevanz

von gruppenspezifischen Merkmalen am Beispiel des

Antidiskriminierungsrechts

Doris Unger | 317

Autorinnen und Autoren | 343

Was Marker machen

Versuch über die Materialität soziokultureller Differenzierung

NILS LINDENHAYN, NORA STIES

„Let a state distinguished by the distinction
be marked with a mark of distinction.“

SPENCER BROWN (1972: 4)

Kopftuchmädchen, Hartz-IV-Empfänger, Yuppie, Karrierefrau: menschliche Gesellschaften ziehen Grenzen – wie ethnische, politische oder sprachliche – nicht nur nach außen, sondern haben zudem die Eigenart und die Möglichkeit, auch ihre *Mitglieder* zu differenzieren und zu kategorisieren. Sie produzieren Menschensorten, die sie nach einer Vielzahl von Kriterien unterscheiden, von denen Geschlecht, Alter, Klasse oder Hautfarbe nur einige sind. Der Verdacht liegt nahe, dass solche Differenzierungen nicht nur allgegenwärtig sind, sondern dass vor allem der Tatbestand des *Differenzierens* unvermeidlich ist: „To classify is human and all cultures at all times have produced classification systems“. (Bowker/Star 1999: 131)

Die hier versammelten Beiträge stammen aus so unterschiedlichen Disziplinen wie der Pädagogik und Amerikanistik, der Politik- und Sprachwissenschaft, der Ethnologie und Soziologie. Bei allen Unterschieden ist ihnen die Grundannahme gemein, dass soziokulturelle Differenzierungen über ihre eigene Materialität verfügen. Eine Differenzierung, so die These, ist nicht denkbar ohne ein *wahrnehmbares* Kennzeichen, mit dem Differenz *als Differenz markiert* – das heißt, beim Treffen einer Unterscheidung ver-

deutlich wird, dass ein Gegenstand mindestens im Hinblick auf eine bestimmte Eigenschaft von einem anderen Gegenstand verschieden ist. Im Mittelpunkt dieses Bandes steht das Problem der Kennzeichnung und damit der Wahrnehmbarkeit von Differenzen. Mittels welcher Mechanismen markieren Gesellschaften Differenz als Differenz? Auf welche bereits vorhandenen, als evident unterstellten Kennzeichen können sich Differenzierungen stützen? Wie entstehen von Grund auf neue Kennzeichnungen?

Unter dem Begriff des „Markers“ suchen die Beiträge anhand ihrer jeweiligen Fallbeispiele darauf Antwort zu geben. Als Marker werden im Folgenden die körperlichen, sprachlichen und dinglichen Zeichen und Träger von Differenzen verstanden, denen grundsätzlich eine materielle wie semiotische Dimension eigen ist. Marker präsentieren sich in einer großen Bandbreite, die von bewusster und selbst gewählter Performanz (z.B. Kleidung, Frisur, Sprechverhalten), über verkörperte Differenz (Insignien der Geschlechtszugehörigkeit, Hautfarbe, körperliche Anomalien) bis zu zwangsweise zugewiesenen Markern (Personalausweis, Schuluniform, gelber Fleck/Ring/Stern) reichen können. Entsprechend breitgestreut ist das Maß, in dem verschiedene Marker von ihren Trägern angeeignet, abgelegt, verändert oder zielgerichtet eingesetzt werden können.

Dass Marker eine solch zentrale Rolle in der Herstellung von *Menschen*sorten spielen – und nur diese Sorten sind Gegenstand dieses Bandes –, dürfte in den Mechanismen menschlicher Kognition begründet liegen. Nicht nur gibt es Dinge in dieser Welt, die sich aufgrund ähnlicher Eigenschaften oder Verwendungsweisen in Kategorien zusammenfassen lassen; vor allem besitzt das Denken den Automatismus, diese Zusammenfassung auch tatsächlich vorzunehmen. Es bildet, so die These der Kognitionsforschung, mentale Repräsentationen – Konzepte – dieser Dinge: „Concepts are the glue that holds our mental world together“. (Murphy 2002: 1) Erst diese abstrakten Konzepte versetzen uns in die Lage, auf Dinge, Personen und Situationen zu reagieren, und sind somit unabdingbar für das Verstehen der Welt und das Handeln in ihr. Damit wir jedoch einen Gegenstand einer Kategorie zuordnen können, muss dieser als solcher erkennbar sein. Verkehrspolizisten beispielsweise mögen in Deutschland blaue Uniformen tragen und Handzeichen geben; in Nordamerika hingegen mit schwarzen Hosen, weißen Hemden und rot-grünen Kellen ausgestattet sein; in Südkorea wiederum gelb gekleidet sein und orange Leuchstäbe verwenden. Obwohl sie derart verschieden gekennzeichnet sind, wird jeder von ihnen davon

ausgehen, dass er auch von Nichteinheimischen als Verkehrspolizist erkannt wird. Die Tatsache, dass sich seine Annahme in der Regel bewährt, verdeutlicht die Selbstverständlichkeit des Funktionierens von Markern – und lenkt den Blick auf die Frage nach den Bedingungen dieses Funktionierens ebenso wie diejenigen Fälle, in denen ein Verkehrspolizist *nicht* als solcher erkannt wird.

Im Sinne grundlegender konzeptueller Polaritäten wie „Mann–Frau“, „alt–jung“, „krank–gesund“ durchzog die Diskussion der vorliegenden Beiträge die Frage, ob und wenn ja im jeweils untersuchten Gegenstand das Normale (das Ganze, Allgemeine, Eigene) *markiert* sei, oder ob dies nur auf das Abweichende (das Andere, Besondere, Fremde) zuträfe. Mindestens theoretisch genügt es zur Kennzeichnung des Unterschieds, nur eine der beiden Seiten mit einem Marker zu versehen. Dort, wo zwischen „normal“ und „abweichend“ unterschieden werden soll, scheint es besonders die Abweichung zu sein, die markiert wird, während ihr Gegenteil sich oftmals gerade durch die *Abwesenheit* von Markierung auszuzeichnen scheint. Gerade solche Fälle sind es jedoch, die wiederum die Frage aufwerfen, wie sich das Unmarkierte – das, was keine Kennzeichen hat –, begrifflich fassen lässt: was bleibt übrig nach Abzug einer jeden Markierung? Menschliche Sprachen beispielsweise, so die Antwort der Linguistik für ihren Gegenstandsbereich, kennen „Nullmorpheme“, welche an jenen Stellen stehen, an denen jede Markierung fehlt (*des Haus-es; das Haus- \emptyset*). Lange Zeit galten auch Personenbezeichnungen im maskulinen Genus als unmarkiert (*Lehrer- \emptyset*), die weibliche Variante dagegen als markiert. Die feministische Linguistik hat an Phänomenen wie diesem aufgezeigt, wie sprachliche Praktiken Polaritäten konstruieren, reproduzieren und verfestigen. „Wirtschaftlich selbstständig, männlich und weiß“, formuliert Philipp Sarasin für die Diskursgeschichte des abendländischen Körpers in der Moderne, „sind die Koordinaten der klassischen bürgerlichen Vorstellung davon, was es heißt, unmarkiert zu sein, als Subjekt ‚frei‘ zu bleiben, ganz ‚sich selbst‘ zu sein und – die Wahrheit erkennen zu können“ (Sarasin 2001: 25). Eine solche Vorstellung von Unmarkiertheit ist nur mit Hilfe praktischer und diskursiver Ausschließungen und Normalisierungen zu haben. Derartige Prozesse herauszuarbeiten, gehört zu den wesentlichen Aufgaben in der Analyse von Markern und Markierungen.

Dabei stehen die hier unternommenen Analysen vor einer Schwierigkeit. Wenngleich das Motiv der Differenz und ihrer Markierung zu den

Grundbeständen der Philosophie gehört; wenngleich gerade die modernen Kulturwissenschaften in so unterschiedlichen Ansätzen wie denen Saussures, Derridas oder Spencer Browns es immer wieder neu zu justieren versucht haben – unsere Analysen können zwar an derartige Versuche anknüpfen, jedoch bislang nicht auf eine, geschweige denn eine kanonische, geschlossene Theorie *des* Markers zurückgreifen oder sie gar selbst hervorbringen. Eine solche scheint weiterhin auszustehen. Diese Lücke vollends zu schließen gehört nicht zu den Zielen des vorliegenden Bandes. Seinen Zweck hat dieser bereits dann erfüllt, wenn es gelingt, das Verhältnis von Differenzierungsprozessen und ihren Markern ein Stück weit zu entschlüsseln. Dabei sind die Beiträge hinsichtlich ihrer Analysegegenstände und Herangehensweisen höchst heterogen. Jedoch wird in der Zusammenschau ihrer Grundannahmen und Ergebnisse eine Reihe von Gesichtspunkten deutlich, welche die Funktion von Markern in soziokulturellen Differenzierungsprozessen grundsätzlich charakterisieren. Diese Gesichtspunkte, die sich jeweils leitmotivisch durch die Mehrzahl der Beiträge ziehen, dort zum Einsatz gebracht, bestätigt oder hinterfragt werden, sollen im Folgenden zusammengefasst werden.

Die *Genese von Markern* als Marker ist (1) nur in den seltensten Fällen als einfache „top-down“-Implementierung zu verstehen, bei der Menschen per hoheitlichem Beschluss differenziert, gruppiert und gekennzeichnet würden. Zwar mögen Fälle dieser Art, wie wir sie vor allem in der physisch wie symbolisch gewaltsamen Entstehung und Reinhaltung nationaler, religiöser oder „völkischer“ Identitäten finden, zu den augenfälligsten Beispielen für Marker und ihre Logik zählen. Viel häufiger jedoch, so eine Kernthese dieses Bandes, sind Marker Gegenstand komplexer lokaler Aushandlungen im Sinne des „doing difference“ (Fenstermaker/West 1995). Ihre Funktion und Bedeutung ist in hohem Maße kontextabhängig, und selbst innerhalb desselben Rahmens kann nicht immer von einem intersubjektiven Konsens über die Aussage eines Markers ausgegangen werden. Dabei möge der unscheinbare Begriff der „Aushandlung“ jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch Aushandlungen in der Regel höchst asymmetrisch strukturiert und von Machtverhältnissen durchzogen sind. Derartige Verhältnisse in Prozessen der Markierung zu entziffern und Möglichkeiten ihrer Subversion herauszuarbeiten, ist ein Hauptaugenmerk vieler Beiträge dieses Bandes.

Marker sind (2) *nicht der Ausgangspunkt*, aber ebensowenig sind sie bloßes *Produkt* von Markierungsprozessen. Vielmehr zeigen einige der Beiträge, dass Markierungsprozesse auf ihnen *vorgängige* Objekte zurückgreifen, die in diesen Prozessen einen Funktionswandel hin zu Zeichen der Differenz durchlaufen. Marker, so die These, sind nicht immer schon als Marker in der Welt, sondern werden dazu gemacht. Daher verbietet es sich, Differenzierung und Markierung ausschließlich als getrennt und aufeinanderfolgend zu verstehen – in dem Sinne, dass zuerst eine Unterscheidung getroffen würde, die es in einem nächsten Schritt mit einem noch zu bestimmenden Marker zu kennzeichnen gilt. Vielmehr scheint es uns angezeigt, Differenzierung und Markierung als verschränkte Teile desselben Prozesses zu denken: eine Unterscheidung erhält nur durch ihre Markierung als solche langfristigen Bestand und intersubjektive Wahrnehmbarkeit. Folgt man Spencer Browns *Gesetzen der Form*, in denen das Zeichen der Unterscheidung schlicht „the mark“ heißt und „marked states“ von „unmarked states“ trennt, ist eine Unterscheidung, die nicht als solche markiert ist, keine Unterscheidung: „First we may illustrate a form, such as a circle or near-circle. A flat piece of paper, being itself illustrative of a plane surface, is a useful mathematical instrument for this purpose, since we happen to know that *a circle in such a space does in fact draw a distinction*“ (Spencer Brown 1972: 78–79) Die Einsicht in diesen Zusammenhang stellt die Analyse von Markern und Markierungen vor allem dort vor Schwierigkeiten, wo es deren zeitliche Dimensionen herauszuarbeiten gilt. Wenn Differenzierung und ihre Kennzeichnung nicht ohne einander denkbar sind – wo nimmt dann die Geschichte des zur Untersuchung stehenden Markers ihren Ausgang?

Marker sind (3) *keineswegs selbstevident*. Ob es sich beim fraglichen Objekt um einen Marker handelt und wofür dieser Marker steht, liegt für den Beobachter nicht selten im Unklaren. Es bedarf daher bisweilen einigen Aufwandes seitens der Akteure, Evidenz und Eindeutigkeit herzustellen, das heißt Objekte als Marker wahrnehmbar zu machen und ihre Bedeutung intersubjektiv zu klären. Für unsere Analysen stellt sich daher vor allem die Frage, nach welchen Logiken die Praktiken und Diskurse funktionieren, die Markern Evidenz und Bedeutung verleihen. Umgekehrt eröffnet allerdings gerade diese mangelnde Selbstevidenz die Möglichkeit, in Differenzierungen bewusst mit *Mehrdeutigkeiten* zu arbeiten. Markierungsprozesse, das zeigt die Mehrzahl der vorliegenden Beiträge, sind deutungs offen und sub-

vertierbar. Marker können gelegentlich Gegenstand des Spielerischen sein; sie können angeeignet und abgelegt werden; ihre vielschichtigen Bedeutungen lassen sich flexibel und situationsspezifisch einsetzen. Mehr noch: Marker erlauben ihren Trägern zumindest prinzipiell die Umkehrung der Konnotationen, die mit ihnen auf der Gegenseite einhergehen. Derartige Fälle des „symbolic reversal“ machen deutlich, dass Fremdmarkierung und Eigenmarkierung enge Verknüpfungen eingehen können und dass die auf Markern beruhenden Vorstellungen vom jeweils Anderen wenngleich nicht kurzfristig und beliebig, so doch potentiell wandelbar sind.

Jedoch verlaufen (4) auch derartige „Spiele“, wo sie überhaupt möglich sind, keineswegs beliebig. Nicht nur die Einbettung von Markern in Machtstrukturen setzt einem jeden Spiel mit ihnen Grenzen, sondern nicht zuletzt auch die Widerständigkeit des *Materials*, das als Marker dient. Der menschliche Körper beispielsweise, welcher in vielen der Beiträge die physische Grundlage der untersuchten Marker bildet, besitzt eine Trägheit, die den Spielräumen für Identitätskonstruktionen ihre Widerstände entgegensetzt. Eine Änderung der eigenen Geschlechtsidentität beispielsweise erfordert mehr als eine bloße Willensentscheidung. Vielmehr sind zusätzlich „Verhaltens- und Handlungsformen nötig, die eine Zeitlang festgehalten werden [...] und die dazu imstande sind, verschiedene Körperformen und Körperidentitäten zu prägen und hervorzubringen“ (Gumbrecht 2004: 81). Im Bewusstsein dessen müssen Analysen von Markierungsprozessen immer auch diejenigen Inszenierungen in den Blick nehmen, die erforderlich sind, wenn ein Marker als Grundlage der Konstruktion oder Verschiebung von Identitäten fungieren soll. Anders gesagt: mit Markern lässt sich spielen. Nach welchen Regeln jedoch dieses Spiel zu spielen ist, bestimmt maßgeblich sein Material.

Marker gehören (5) zum Arsenal der „Kontrolltechnik Normalisierung“ (Mehrtens 1999): Praktiken, die zwischen „normal“ und „nicht-normal“ differenzieren und Individuen ihre Individualität als Grad der Abweichung vom Standard zuschreiben, benutzen Marker zu Zwecken des Messens, Vergleichens und Darstellens. Daher können Markierungsprozesse auch scheinbar so profane, aber folgenreiche Tätigkeiten umfassen wie das Notieren einer Zensur im Lehrerkalender, das Ankreuzen einer Staatsangehörigkeit auf einem Formular oder das Eintragen des ICD-Codes für eine ärztliche Diagnose. Die schulische Prüfung, das Asylverfahren oder die medizinische Untersuchung nutzen Marker zur „Formalisierung“ des Individu-

ellen innerhalb von Machtbeziehungen“ (Foucault 1976: 244). Sie sind „Codes der Disziplinarindividualität, mit denen sich die [...] individuellen Züge vereinheitlichen und verschlüsseln lassen: der physische Code der Signale, der medizinische Code der Symptome, der schulische oder militärische Code der Verhaltensweisen und Leistungen“ (ebd.). Die Dispositive der Disziplinargesellschaft, so ließe sich im Anschluss an Foucault formulieren, beruhen maßgeblich auf dem Einsatz symbolischer, abstrakter, formalisierter Marker, die die Klassifikation von Individuen unabhängig von ihrer körperlichen Präsenz erlauben.

Wenn Marker (6) Grenzen zwischen Menschengruppen kennzeichnen, so sind sie unweigerlich in Fragen des Verhältnisses von Mehr- und Minderheiten verstrickt. Marker entscheiden maßgeblich mit darüber, wer – in der jeweiligen Wahrnehmung – zu welcher Seite gehört: „wir“ sind solchermaßen, „die“ sind solchermaßen markiert. Durch ihre Eigenschaft, Komplexes zu reduzieren, werden Marker zur Grundlage für unser Bild vom jeweils Eigenen oder Anderen. Daher sind Marker keineswegs auf die Rolle als neutrale, unschuldige Kognitionsentlaster beschränkt, die schlicht dazu dienen, Menschengruppen erkennbar zu machen. Vielmehr zeigen beispielsweise die Geschichten des Rassismus und des Antisemitismus – deren Logiken maßgeblich auf Körper-, Sprach- oder Verhaltensmarkern aufbauen –, dass Marker immer schon Komplizen sind, wenn es darum geht, Ideologeme über die Minderwertigkeit („Buschmänner“) bzw. Überlegenheit („jüdische Weltverschwörung“) von Menschengruppen ins Leben zu rufen und auf dieser Basis deren Ausbeutung bzw. Vernichtung voranzutreiben. Gerade weil Marker es ermöglichen, Menschengruppen ihre Mitglieder (mit wechselnder Treffsicherheit) zuzuordnen, tragen sie auch maßgeblich zur Fortpflanzung derartiger Ideologeme bei und sind dort, wo ein Kollektiv sich gegen ein anderes durchzusetzen sucht, nicht selten der Dreh- und Angelpunkt von Identitätspolitik: „white pride“, „black power“.

Dieser Band ist hervorgegangen aus einer Mainzer Tagung im September 2011. Die großzügige Förderung von Tagung und Band verdanken wir dem dortigen Forschungszentrum Sozial- und Kulturwissenschaften (SOCUM). Im Austausch zwischen den Arbeitsgruppen zum *un/doing differences* und zur *öffentlichen Konstitution von Minderheiten* ist die Idee zu dem Projekt entstanden, dessen Ergebnisse dieser Band versammelt. Seine Beiträge spiegeln unseren fachübergreifenden Zugang zu Markern und

Markierungen wider und widmen sich somit höchst unterschiedlichen Untersuchungsgegenständen.

Den Begriff des Markers von seinen Grenzen her zu fassen, ist das Anliegen von *Christian Meyer*. Sein Beitrag hebt den Bezug auf lokale, situierte Interaktionen hervor. Auf Grundlage von Feldforschungen am Boxring versucht Meyer, im Sinne von Garfinkels ‚accountability‘ eine Differenzierung zwischen markierten und unmarkierten Praktiken herauszuarbeiten. Bei der Frage nach dieser Differenzierung verweist er auf Probleme, die zur Vorsicht bei einer allzu breiten Anwendung des Begriffs mahnen, um den sich dieser Sammelband dreht.

Miguel Souza untersucht, wie die Aussprachevarianten der Diskurspartikel *alter* unter Schülern als soziolinguistische Marker fungieren. Sein Beitrag, der William Labovs Dreiteilung soziolinguistischer Variablen in Indikatoren, Marker und Stereotypen als Ausgangspunkt nimmt, sucht holistische Perspektiven auf sprachliche Varietäten zu überwinden. Auf der Grundlage eines ethnographischen Ansatzes arbeitet er die Prozesse heraus, die soziolinguistischen Markern ihre Bedeutung erst im Kontext sozialer Interaktion zuweisen.

Ebenfalls aus linguistischer Perspektive untersucht der Beitrag von *Jan Zienkowski* die sprachliche (Selbst)Positionierung von Subjekten im Verhältnis zu den Diskursen, in die sie eingebunden sind. Wenn, so die Annahme, Subjekte maßgeblich durch ihre Verortung in Zeit-, Raum- und Gesellschaftszusammenhängen definiert sind, erhält die Frage nach der Markierung dieser Verortung besondere Bedeutung. Am Beispiel belgisch-marrokanischer Politaktivisten und Intellektueller untersucht der Beitrag deren Gebrauch metapragmatischer Marker – jener Elemente also, mit denen ein Diskurs etwas über sich selbst aussagt. Nach welcher Logik funktionieren metapragmatische Marker in der Artikulation der eigenen sozialen und politischen Stellung?

Yannik Porsché geht über einen speziellen Marker hinaus – hin zu einer multimodalen Interaktionsanalyse anhand einer Fallstudie, die sich mit Gesprächen rund um eine französisch-deutsche Museumsausstellung über Nationen, Migration und das Fremd- und Anderssein beschäftigt. Seine Beispielanalysen zeigen, wie verbale und non-verbale Marker Gruppenzugehörigkeit erzeugen und stützen, wie sie kontextualisiert werden und welche Rolle sie in der Aushandlung von Wissenshoheit spielen.

Désirée Bender und *Johannes Beetz* widmen sich ebenfalls der Untersuchung (massen)medialer Daten, indem sie sich der Frage zuwenden, wie in einer Fernsehdokumentation über den als „Kannibalen von Rotenburg“ populär gewordenen Armin Meiwes Differenzen zwischen Zugehörigkeits- bzw. Mitgliedschaftskategorien gezogen und markiert werden. Sie zeigen, wie unhinterfragtes, meist implizites Wissen über Polaritäten wie Mensch–Monster, gesund–krank, normal–anormal durch mediale Mittel in der Be- und Aufarbeitung Meiwes’ reproduziert wird und wie Differenzen zwischen solchen Kategorien markiert werden.

Auch der Beitrag *Christian Knöpplers* irritiert oder erweitert den eingangs beschriebenen Fokus auf die Herstellung von *Menschensorten*. Marker nämlich, so seine Grundannahme, sortieren nicht nur Menschen, sondern sind bereits dort im Spiel, wo noch vor jeder weiteren Klassifikation die Grenzziehung zwischen Mensch und Nichtmensch auf dem Plan steht. Knöppler nimmt ein Filmgenre in den Blick, das wie wohl kein anderes von der Faszination dieses Grenzbereichs lebt. Die Protagonisten des Horrorfilms mögen Menschen mit unmenschlichem Verhalten sein wie Norman Bates, übernatürliche Nichtmenschen mit menschlichem Aussehen wie der klassische Zombie oder mit den gewohnten Kategorien kaum fassbare Wesen mit Aussehen und Verhalten jenseits alles Menschlichen wie das schlicht „The Thing“ genannte Monster aus dem gleichnamigen Film. Immer jedoch bedarf es körper- oder verhaltensbezogener Marker, mit deren Hilfe der Horrorfilm die Klassifikation klärt, verschiebt oder im Dunkeln hält.

Mittels einer Analyse des Films *Happy-Go-Lucky* demonstriert *Anita Wohlmann* immaterielle Markierungsprozesse im Kategorienfeld Alter. Sie zeigt auf, dass chronologisches oder körperliches Alter(n) nicht zwingend deckungsgleich mit der Selbst- und Fremdwahrnehmung einhergeht, sondern in Aushandlungsprozesse von Andersartigkeit eingebunden werden kann. Marker sind hier geprägt vom kulturellen Wissen der Zuschauer über typische altersgemäße Verhaltensformen. Wohlmann macht dafür den von Lévi-Strauss geprägten Begriff des „flottierenden Signifikanten“ fruchtbar: eines Signifikanten also, der eine Verknüpfung zu einem Signifikat noch nicht oder nicht mehr besitzt und daher potentiell jeden beliebigen Sinn annehmen kann.

Einen „haarigen“ Marker – das Verhältnis von Kultur und Frisur – haben *Cassia Killian* und *Caroline Schmitt* als Analyseobjekt gewählt. Kilian

betrachtet die Entwicklung der Inszenierung von weiblichem wie männlichem Haar im afrikanischen Film seit den siebziger Jahren. Im Sinne Frantz Fanons stehen dabei die Darstellung von Identitäten und afrikanische Selbstwahrnehmungen im Mittelpunkt. Sie beschreibt ein diskursives Spannungsfeld von Anpassungstechniken in Form westlicher ästhetischer Normen und der Darstellung von Rückbesinnung auf afrikanische Kulturtechniken in Form von traditionellen Frisuren, sowie deren Auf- und Ablösung.

Schmitt untersucht anhand eines biographischen Beispiels die *individuelle* Einflussnahme auf die Wirkweise eines Markers. Sie gibt dazu einen Abriss über die Entwicklung des negativ konnotierten Markers „Afrohaar“ im Kolonialismus und seine Reproduktion hinein in die heutige Zeit. Vor allem aber zeigt sie anhand von Interviewausschnitten mit der Gründerin einer Schule für Afrohairstylisten, wie es durch (De)Konstruktion sowie Aushandlungs- und Anerkennungsprozesse zu einer ambivalenten Wahrnehmung von Markern kommen kann.

Mit den Machtverhältnissen, die Differenzmarkierungen im Verhältnis von Mehr- und Minderheiten ebenso erzeugen wie voraussetzen, beschäftigt sich *Christine Schlickum*. Sie richtet ihren Fokus auf die Kategorie „mit Migrationshintergrund“ und arbeitet in Gruppengesprächen mit Lehramtsstudierenden (mit und ohne Migrationshintergrund) heraus, wie der Handlungs- und Interessensspielraum einer Minderheit vor dem Hintergrund kategorialer Zuschreibung relativiert bis eingeschränkt wird.

Die politische und rechtliche Dimension von Differenzmarkierungen steht im Mittelpunkt des Beitrags von *Doris Unger*. Seit 2006 verbietet in Deutschland das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz – im Gegensatz zu Artikel 3 des Grundgesetzes nicht dem Staat, sondern seinen Bürgern untereinander – die Ungleichbehandlung „aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität“ (§ 1 AGG). Da sich Bürger jedoch ebenso nach einer Vielzahl weiterer Merkmale differenzieren lassen, steht eine jede Auswahl derartiger Merkmale unter erheblichem Legitimationsdruck – ein Umstand, den nicht zuletzt das berühmt gewordene „Ossi-Urteil“ 2009 ins öffentliche Bewusstsein gerückt hat. Vor dem Hintergrund des Prinzips der Chancengleichheit stellt sich somit die Frage nach der Relevanz oder Irrelevanz bestimmter Marker und des rechtsstaatlichen Umgangs mit ihnen.

LITERATUR

- Bowker, Geoffrey/Star, Susan Leigh (1999): *Sorting Things Out. Classification and its Consequences*, Cambridge, MA: MIT Press.
- Fenstermaker, Sarah/West, Candace (1995): „Doing Difference“, in: *Gender and Society* 9(1), S. 8–37.
- Foucault, Michel (1976 [1975]): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004): *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mehrtens, Herbert (1999): „Kontrolltechnik Normalisierung: Einführende Überlegungen“, in: Werner Sohn/Herbert Mehtens (Hg.) (1999), *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 45–64.
- Murphy, Gregory L. (2002): *The Big Book of Concepts*, Cambridge, MA: MIT Press.
- Sarasin, Philipp (2001): *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers, 1765–1914*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Spencer Brown, George (1972 [1969]): *Laws of Form*, New York: Julian.